

PROLETARISCHES FEUILLETON

Der Yankee stürzt mit Revolver zu Boden

Bilder aus Ekuador von Louis Mesch

Krokodile auf dem Boulevard

Guayaquil ist die drittgrößte Hafenstadt der pazifischen Küste Südamerikas und der Haupthafen der Republik Ekuador. Guayaquil ist der Rebellmotten, das Vamp Ekuador die Nabelgrube der Welt. Das wird ihnen, verehrte Leser, jeder Südamerikaner bestätigen können. Nun ist der Weltwandel gerade nicht besonders anmutig zu nennen. Guayaquil besteht hauptsächlich aus Bambushütten mit Dächern aus Palmblättern, zwischen durch einige Paläste, verschiedenfarbiges Plaster auf den wenigen Hauptverkehrsstraßen, auf die hinter Jalouhen olivenfarbige Senottas laugen. Die vielen Schuhbauten, auf hohen Pfosten montiert, sind teilsrechte Plathbauten, die den phlegmatischen Hausherren Höhenluft geneigen lassen. Diese Hochbauten bieten zweierlei Vorteil: erstens verringern sie tatsächlich die Mückenplage, die ja bekanntlich Mosquitos sehr leicht die Bergfruchtbarkeit kriegen, eins dessen nicht gemein in die hohe Jahreszeiten und zweitens bezieht die Bauart einen gewissen Schutz vor



den häufigen Ueberflutungen der Regenzeit. Dann allerdings gleicht der Weltwandel einem einzigen Timpel, aus dem zwischen Schlamm und Pfützen nur Stroh- und Palmblätter hervorragen. Die Steinhäuser europäischer Kaufleute und sonstiger „Pfefferkauter“ bilden eine trockene Ausnahme. Der nur langsame Rückgang des Hochwassers wieder ersetzt Millionen von Mühen die Möglichkeit, sich zu Millionen zu vermehren, während lebensfähige Alligatoren ihre Raubzüge bis zur Hauptstraße ausdehnen und das Fieber jährlich Hunderte von Menschen von allen Uebeln erlöst. An diesem schönen Orte zwangen mich leicht erträgliche Umstände zum Zeltaufschlagen: vollkommen heruntergekommen nach einer weiten Urwaldwanderung, hielt ich in zerfranzen und zumal zusammengeschweißten Kleidern unter dem spärlichen Schatten eines zerbeulten Strohbaus auf indianischen Balkenbänken meinen Einzug. Bald aber änderte sich der abenteurliche Glanz meiner äußeren Hülle. Im Handumdrehen wurde ich Angestellter bei einer Firma und sollte bald nach Quito fahren.

Bahnfahrt durch den Urwald

Ich reise am Bahnhof der einzigen Bahn der Republik Ekuador, die legend einem Yankee gehören soll. Diese Bahn nun rumpelt den Küstengebiet durch das lauberdichte Innere des Landes nach der Hauptstadt Quito. Die Reise dauert zwei Tage, die dazwischenliegende Nacht rastet der Train am Bahnhof von Rio Bamba, die Fahrtgäste beherbergt das Bahnhotel, den Heizer und Lokomotivführer eine jeweilige Geliebte, während der Kondukteur beinahe die ganze Nacht hindurch mit der schweizerischen Witwa Patience auflegt.

Schon geraume Zeit vor Abfahrt des Tages belagern die indianischen Reisenden den Bahnhof mit ihrem Gepäck aus vielen armeneligen Geräten, Wäschebücheln, Säcken, Decken, Geißeln, Hunden und Kägen. Eine duntliche Menge, ein individualistisches Durcheinander.

Der Zug waddelt durch die hiedampjende Tiefen des tropischen Erdtreffens, an Kelselbarn, Bananenpflanzungen, an Sämpfen und wildem Busch vorbei und jedesmal findet sich an den unansehnlichen Stationen die schaulustige Dorfbewohnerschaft ein. Indianerweiber verkaufen bunsterlei Früchte, Bananen, Mangos, Melonen, Zuckerrüben, fettige Bohnergerichte, fleischerähnlichen Vogel aus gebratenen Maiskörnern in grüne Blätter gewickelt. Ich begehne mich mit einem Strauß handgebreiteter, knuffgeruchter und modischmedender Zigarren, einen Centavo pro Stück. Und weiter geht die phantastische Fahrt, auf den Röhlerhen Schienen poltert das Hügellein durch luttgrüne, nicht-modernde Flecke.

Zwischen Kiefernbläumen schlingelt sich der ratternde Train, und der Heros der technischen Eroberung nimmt sich recht wenig an zwischen den Giganten des Urwaldes. Hier und da erhebt sich der Blick die Kaugarbe der kommenden Inquisition bei der Arbeit; Traktoren reißen die rote jungfräuliche Erde auf, schneiden breite Furchen auf Urwaldböden, und so ein frisch abgeräumtes Feld sind gleich inmitten festigen Pflanzenfeldes einer fast stummen Wunde. Im Moor, am Plantagen, Zuckerrübenfeldern vorüber, haben wir uns hügeligen Gebirge. Die Regenzeit kommt langsam herauf durch die Holzverrottung des ungeschützten Weges und dumpfe Schwüle erweist die ungewohnten Reaktionen. Die Speisereste adios auf den

absolut nicht lauberen Boden geworfen, loden bei den Gattellen große Fliegen und Mosquitos herbei, die dann ständige Plagefrüchte bleiben.

Der Geist des Indio-Proletariats

Die Inatrende Stimme des Schöpfers schaukt ein altes, verhängeltes Indioverweiblein an; nach kurzem Wollen packt er ihren Korb und wirft diesen durchs Fenster hinaus. Sie hatte die wenigen Centavos Frucht für die Eier nicht bezahlt — wenigstens konnte sie nicht den Preisgeheimen dafür zeigen. Sie verzieht aber augenblicklich gar nicht den Zuckerkorb und wackelt sich abfolut nicht zu helfen. Der Schöpfer, ein robuster Nordamerikaner, lächelt beifriedig, wackelt in den nächsten Waggon. Er ist Herr der Lage. Wenn ichnapp die Türe hinter ihm ins Schließ, als auch schon lebhafter Kuckuck, Schimpfen und unendliches Tadeln Platz greift. Mit der überlieferten Weisheit ist's bis auf weiteres vorbei.

Zwei Stationen weiter liegt ein Indianerjunge mit einem Korb voll Hüner im Abteil. Der Schöpfer „amitiert“, das schlechte Spanisch des jugendlichen Panters wird von den einsehendsten Indianerjungen mitbestanden — mit einem Antritt gerührtet der gällige Schöpfer das winzige Gesicht des basenets und andere Hüner lüden flatternd auseinander. Das war das Signal. Wackeltes (breite Fußmehler) stinken, alles in auf den Feinen, lüden, gestüllet, stoch, Wack und Zerschlag liegt in der verpöbelten Luft.

Schnell reist der betrieblte Amerikaner keine Diensthüte heraus, nach seinem Rückgang zur Türe. Jeder seiner Bewegungen haben wartigende Augen, es ist ihm geworden, man hat zwischen den knatternden Schritten des vorstürzigen Kitzelenden die langstehenden Klemme der Kampfbereiten. Siehe die bewaffnete Indianer, die alle fühlen, daß der verachtete Panters es nur abgehen hat, ihre Kasse zu treiben, halt die Schukmalte in Form.

Fein Admarischschreier wackelt über der Panters über einen Sad Zuckerkorb und lüden rüden auf den Boden! Ich sah schon Wack und erlödetete formlich vor Spannung und Angst. Vor mir eine automatische Wange in hoher Spannung, von denen jeder täglich als Arbeiter und als Indio-talentmal geschmakt, befeidat und hart ausgebeutet wird. Die in taglicher Verlegenheit abgehärteten Indios wollen sich auf einen Vertreter der fremden Ausbeuter stützen.

Aber es geschieht noch Wunder! In dem Moment, als der naste Mann, der ganz wenige Sekunden vorher einen halbunwürdigen Jungen wackelstetete, vorher ein altes Weiblein anlegte, welches und verachtet am Boden lag, heften die Indios ihre Schindelmehler in den Korb. Eine nach dem andern begann sich eine Agarrillo aus schwarzem Tabak in getrocknete Weibblätter zu rollen, ohne dem verächtlichen Fremdling auch nur eines Blickes zu würdigen.

Sie haben nur den Furchen ausgeteilt. Im Augenblick der höchsten Empörung hat ein blühender Gebilde der Indios dem Gringo das Leben gerettet. Er war doch eben ein Prolet wie sie. So sind die Indio-Proletariats.

Der nasse Amerikaner

So erreichten wir in bester Stimmung Umbato, das, alle Mitteltenden versichern, direkt am linken Fuß des Chimborazzo gelegen, von besten schneeligen Höhen eine Nüle Zeit wackelt und die vermaßen Küstenbewohner strotzend erschauern läßt. Sie hüllen sich alle in ihre warmen Ponchos und gießen die Decken über die Köpfe.

Am nächsten Morgen führte uns die Eisenbahn an einer See, dessen Wasser so klar ist, daß man selbst von der ansehnlichen Höhe und Entfernung bis auf den Grund des besondern tiefen Wackers leben kann. Die indischen Mitteltenden nehmen einander eifrig das Wort aus dem Munde, um mir alles zu zeigen, zu erklären. Vor einem Jahr ereignete sich ein großes Unglück. Der Wackstein, natürlich ein Gringo, befiel sich knapp vor Abfahrt des Tages und schloß in seinem Zwickel eine wackelige Wette ab: er würde die scharfe Knidung des Schienenstranges an dieser Stelle im schnellsten Tempo nehmen. In den feuchthaltenen Hängen liegen nun die stählernen Trümmer des unglücklichen Trains! Si, tenor, ali passu, much os mortos, viele Tote gab's.

Urwaldkaufleute

Wir gegenüber sah ein etwa fünfundsamzig Jahre alter Australier, der in Umbato eingestiegen war. Als ausgefitteter Seemann landete er schon vor zwei Jahren in Guayaquil, legte sofort in das Innere und haust nun in Gemeinschaft eines ebenfalls jungen Dänen im Urwald. Die beiden kollektiven Unternehmen billigen Land, wie Glasperlen, Spiegel, Halsbänder, Ringe, furs allerhand farbigen Filigran in die nur teilweise erlöschenden Nahrungszentralitäten. Eine willkürliche Jagdreize durch beinahe unbedinglichen Reich, durch gefällige Zumpje wackelt, tragen sie auf ihrem Rücken die Wack zum Zaulshandel mit den Salvojes (wilde Indianer), die für den abkürzenden Land und das billige Herkumpel aus der Hochkolonialen wertvolle Edelsteine, vor allem Gold geben. Nach ein paar Monate wollen die beiden Abenteuer die Naturertrug rupfen. Das Fortwahnen, von Gerichten und Beosen abhängende Affenleben schon weiblich ist, erwarten sie den Verbrauch des letzten Chinsins. Die letzten dieser weißen Fischen gegen Wackelsteiner bedeuten ihnen Ultimo. Jahtag. Besagigt schaukt der Australier von seinen aufgehäuften Schätzen und wackelt die beiden von anderen, die es vielleicht besser noch verstehen zu rupfen, nicht abzuviel übers Ohr gehauen werden, so wack die Societa of Melbourne und Kopenhagen bald zwei neue Kapitalisten in ihrer Mitte begrüßen können. Die beide sind auf den Aufgehben, die Risse und Karben der Strapagen wackelt sich verlieren, vom Fieber weggeraffter Haarstrichter wird eine knuffgetreichte Verüde nicht werfen lassen. Dann kann das Rupfen der weißen Stößen beginnen. Good luck!

Inzwischen erreichte der Zug die Höhe von 2000 Meter. Mit fahren in Quito ein, die an exotischen Schönheiten und Erlebnissen so reiche Bahnfahrt erbeite in der Hauptstadt des Landes. Hohe Steinbauten, Plaster, Straßenbahn, Hotels, Cafes, der übliche Komfort einer Großstadt ...

Ein großer Künstler des revolutionären Proletariats

Constantin Meunier

Vor 100 Jahren geboren

Mit Constantin Meunier, der vor 100 Jahren, am 12. April 1831 in Etterbeek, der Vorstadt Brüssels, geboren wurde, erhebt sich das moderne Industrieproletariat, und zwar hauptsächlich das flämische und die Industrieproletariats zum erstenmal in der Bildhauerkunst. Von großer entwicklungsgeschichtlicher Bedeutung ist, daß dieser Bildhauer, der nach von



bürgerlicher Seite als „einer der selbständigen und größten Bildhauer des 19. Jahrhunderts“ anerkannt wird, ein proletarisches Bildhauer mit revolutionär-sozialistischer Tendenz war. Kein Zufall auch, daß dieser große proletarische Bildhauer in Belgien entstand, das sich zur Zeit Meuniers als Industrieland in einer rapiden Entwicklung befand, wo die Klassengegnerschaft bereits damals schärfstens ausgeprägt war.

Besonders bekannt wurde Meunier als Schöpfer des Kampfes der Bettelgasse. Die Bettelgasse, das hochinteressante Entwurfs-„Schwarzbuch“ der Klassenkämpfe und zahlreicher Kämpfe, wo auch der andere große proletarische Künstler, van Gogh, erste

entscheidend Einbrüche erlangte, gab Meunier die volle Kette zur Gestaltung der schweren Arbeit und des Klassenbewußtseins Stoteles der entwickeltesten Schichten des belgischen Proletariats.

Die Bergarbeiter und Metallarbeiter, die Glasbläser, Lastträger, Ausbilder, Räber und Pfleger von Meunier sind ganz aus den konkretesten Lebensbedingungen des belgischen Proletariats heraus geformt. — Sie ständen aber auch deutsche, französische, englische Kampfer, Fuddler, Glasbläser und Hafenarbeiter sein; der Internationalismus des revolutionären Proletariats hat auf das Entstehen dieser Bildhauer bestimmend gewirkt.

Diese großartigen plastischen Arbeiterfiguren haben größtenteils im Arbeitsprophet Energie herrscht in der Haltung ihres Körpers, Energie beherrscht die Spannung ihrer Muskeln, den harten, arbeitserfüllten Ausdruck ihres Gesichts. Hier ist kein Reiz von Selbstkritik, von Sentimentalität, von einer mitleidigen „Arbeitersehnsucht“; immer wieder wird in der Hervorhebung der körperlichen Kraft des einzelnen Arbeiters und der kollektiven Arbeitenden die Kraft der Klasse betont. Ein „Kampfer“ von Meunier ist nicht etwa gelehrt, sondern gelehrt — — gelehrt für den Klassenkampf, für die Abrechnung mit der Bourgeoisie. Immer wirken die Arbeiterfiguren von Meunier kämpferisch ...

Erst spät, im Alter von 35 Jahren (1866) lang Meunier an, sich als Bildhauer zu betätigen. Früher malte und zeichnete er die gleichen „Kämpfer“, die gleichen Arbeiter und ihre Umgebung. Ursprünglich sah er in der sozialistisch ererbten Bildhauerei keine Entwicklungsmöglichkeit für seine revolutionär-sozialistischen Absichten. Da er diese Möglichkeit später fand, strengte er mit keinem monumental geformten Arbeiter die alltägliche Welt einer proletarischen Welt. Der „Realismus“ von Meunier ist nicht allein eine Spiegelung, sondern eine starke Beziehung der Wirklichkeit des revolutionären Proletariats.

In einem „Dokument der Arbeit“ wackelt Meunier die Erfahrungen und Gedanken eines Lebens proletarischer Arbeiter in den geschichtlichen Reflexen zu diesem Dokument. Er hat Meunier nicht mehr als einmal, sondern als Revolution, in der Welt der proletarischen Produktion als Schöpfer aller Werte gelehrt. Das